

Montaigne in der Schweiz

Autor(en): **Schoop, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 19

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.


Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Montaigne in der Schweiz.

Von Dr. H. Schoop.

er bei Drell, Füßli & Comp. in Zürich erschienene „Helvetische Almanach für das Jahr 1800“ enthält eine Anzahl von Berichten berühmter Ausländer, die in früheren Jahrhunderten unser Land besucht hatten, „da wir in dem Helvetischen Almanach nach und nach unsere Leser mit allen ältern Reisebeschreibern durch die Schweiz bekannt zu machen gedenken“. Darunter befindet sich auch „Michel Montaignes Reise durch die Schweiz i. J. 1580“. Es ist eine sehr annehmbare, wenn auch nicht vollständige und immer sehr genaue Übersetzung derjenigen Teile des berühmten Reisetagebuches, die sich mit der Schweiz befassen; alles Wesentliche ist berücksichtigt. Da eben erst bei Hachette eine neue vorzügliche Ausgabe von Montaignes Journal de Voyage erschienen ist*, sei der Anlaß benützt, einmal den Verfasser der Essais in der Schweiz zu zeigen und zu untersuchen, welche Eindrücke er aus unserem Lande mit sich fortgetragen hat.

Paul Stapfer, der in Montaignes Vaterstadt Bordeaux als angesehenen Universitätslehrer wirkt und zu den besten Biographen des liebenswürdigen Philosophen zu zählen ist, hat in seinem Montaigne der „Grands Ecrivains Français“ dieser Reise ein ansprechendes Kapitel gewidmet. Michel Enquem, Herr von Montaigne, zählte 47 Jahre, als er sich entschloß, in die weite Welt hinauszuziehen. „Le voyager me semble un exercice profitable, sagt er im 3. Buch seiner Essais, L'ame y a une continuelle exercitation, à remarquer des choses incognues et nouvelles.“ Einer angesehenen, wenn auch unlängst geadelten Familie entsprossen, mit Glücksgütern reichlich gesegnet, war der junge Herr erst Rat am Gerichtshof zu Périgueux, hernach beim Parlament zu Bordeaux; er heiratete mit 33 Jahren und wurde 1568 nach des Vaters Tode Chef seines Hauses, weshalb er schon 1570 seine Demission beim Parlament einreichte, zumal da er nie allzusehr sich befriedigt fühlte „de cette vilaine trafique qui se couvre sous l'honorable titre de justice“.

Ein Jahr vorher hatte er mit seiner Schriftstellerei begonnen; die schöne Pietät, die er seinem jung verstorbenen Freunde La Boétie bewahrte — derselbe Stapfer hat uns diesen in einem andern Buche über

* Montaigne: Journal de voyage, publié par Louis Lautrey. Paris, Hachette. 1906. 531 S.

„die Familie und die Freunde Montaignes“ anziehend gezeichnet — veranlaßte ihn auch, dessen Werke herauszugeben. In stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse zu Montaigne, im Heiligtum seiner famosen, im zweiten Stockwerk des Turmes untergebrachten Bibliothek, gibt er sich Jahre hindurch seinen Meditationen hin und schreibt die zwei ersten Bücher seiner *Essais*. Ja, damals äußerte er sogar, wie eine im Vorzimmer zu seiner Bücherei 1571 von ihm angebrachte lateinische Inschrift bezeugt, obwohl erst 38jährig, die Absicht, „dieses süße väterliche, seiner Unabhängigkeit, seiner Ruhe und seiner Muße geweihte Asyl“ nicht mehr zu verlassen.

Dieser philosophische Vorsatz hatte nicht verhindert, daß Montaigne etwa auf kürzere oder längere Zeit sich von seinem Schlosse entfernte, um Paris oder den Hof aufzusuchen, und nun faßte er plötzlich den Entschluß zu einer siebzehn Monate dauernden Reise, die wohl noch länger gewährt und ihn noch weiter geführt hätte, wäre er nicht plötzlich aus Italien durch seine Wahl zum Maire in seine Vaterstadt zurückberufen worden. Es galt nur noch vor der Abreise seine *Essais* zu veröffentlichen, die in Bordeaux in 2 Bänden erschienen; die Anrede „an den Leser“ ist vom 1. März 1580 datiert.

Mit wohl gespielter Börse machte Montaigne sich auf den Weg; es war ein „voyage de grande despence“, und eines so vornehmen Herrn würdig erwies sich denn auch zumeist der Empfang, der ihm in der Fremde, besonders auch in unserem Lande, zuteil wurde. Es war eine bewegte Zeit für Frankreich, jene Epoche der Religionskämpfe, die der Thronbesteigung des vierten Heinrich vorausging. Montaignes späterer Nachfolger als Maire von Bordeaux, der Marschall von Matignon, kommandierte damals die Belagerung der hugenottischen Festung La Fère. Nachdem er seiner Majestät mit einer geistvollen und fecken Bemerkung sein eben gedrucktes Werk überreicht hatte, nahm Montaigne kurze Zeit an dieser Belagerung teil und brach dann mit seinen jugendlichen Reisebegleitern noch vor der Kapitulation am 5. September auf, um seine große Reise anzutreten.

Einer dieser jungen Edelleute, der Herr von Estillac, war offenbar von höherem Rang als unser Philosoph, denn in seinem Reisetagebuch wird jener immer vor ihm erwähnt. Montaigne hatte auch seinen erst 20-jährigen Bruder Bertrand-Charles, Herrn von Matecoulon bei sich, der sich zu den Hugenotten bekannte. Dazu trat noch sein Schwager, der Herr von Caselis, der die Gesellschaft in Padua verließ. Das Gefolge war ihrem Rang und ihren Mitteln angemessen. Diese fecke Jungmannschaft paßte nicht ganz zu Montaigne, der reiste, um zu beobachten und sein Wissen zu bereichern. „Mutando sempre paese non mi man cava materia di che pascere la mia curiosità“, sagt er später in dem

italienisch abgefaßten Teil des Reiseberichts von seinem Ausflug in die Toskana, indem er sofort bedauernd hinzufügt: „Sentiva un solo difetto di compagnia che mi fusse grata, essendo sforzato di gustare questi beni solo, e senza comunicazione.“ Was diese jungen Kaufbolde interessierte, hat uns mit ihrem Schicksal Lautrey in der Einleitung seiner Ausgabe des Montaigneschen Reisetwerkes auseinandergesetzt.

Jedoch nicht nur Wißbegierde und Lust am Neuen trieben Montaigne in die Ferne, es waren ernstere Gründe vorhanden. Montaigne litt — es war dies väterliches Erbteil — an einer Blasenkrankheit, dem Blafengries (gravelle), und nachdem er schon zu verschiedenen Malen in den französischen Pyrenäenbädern vorübergehend Heilung von seinen Leiden gesucht und gefunden hatte, wollte er es auch einmal mit berühmten Quellen des Auslandes versuchen. So sind denn, wie Stapfer sehr richtig bemerkt, seine Reisenotizen, die nebenbei gesagt erst 1774 entdeckt und publiziert wurden, in der Hauptsache „un bulletin de santé, tenu d'abord par le secrétaire du malade, ensuite par le malade lui-même“. Montaigne, gegen die Ärzte ungefähr von denselben Gefühlen beseelt wie Molière, hatte ein blindes Vertrauen in die Mineralwasser, und wir sehen, wie sich dies in den Bädern zu Baden im Nargau in einer kurzen, aber möglichst intensiven Kur äußert. Vorher lag Blombières an seinem Wege und dorthin führte zuerst die Reise über Meaux, Epernay, Châlons, Bar, Baucouleur und Epinal. Nach kurzer Kur zog Montaigne über Remiremont weiter nach Lane (Thann) „première ville d'Allemagne“. Am folgenden Morgen war man bereits in Melhouse (Mülhausen) „une belle petite ville de Suisse, du quanton de Bâle“. *

An dieser Stelle setzt denn auch die Übertragung im „Helvetischen Almanach für das Jahr 1800“ ein, dessen Version, wo es immer angeht, wir zu den folgenden Ausführungen beibehalten wollen, schon weil die etwas archaische Sprache ganz wohl zum französischen Original paßt. Im II. Buch der *Essais* berichtet Montaigne, wie übrigens noch an manchen Stellen seines Werkes, über den Wert des Reisens. Ihm war es vor allem um die Beobachtung der Sitten und Typen in fremden Ländern zu tun. „Les polices, les moeurs loingtaines me flattent, et les langues.“ Vor allem ist er nicht, wie noch heute so viele seiner Landsleute, wenn sie fremden Boden betreten, national voreingenommen; im Gegenteil „j'estime tous les hommes mes compatriotes“. Montaigne, dessen Augen durch den jammervollen Zustand seines Landes für politische und religiöse Probleme geschärft waren, legt namentlich für das

* „Ein kleiner Verschuß, wie große Männer in ihren Reisebeschreibungen ihrer so viele machen“, bemerkt dazu der Almanach, dessen Übersetzung übrigens solcher Verschuße auch nicht entbehrt.

öffentliche und kirchliche Leben in den von ihm bereisten Gegenden großes Interesse an den Tag. In Mülhausen besucht er sogleich die Kirche; „denn dort ist man nicht katholisch“. Er ist im Gasthof zur „Traube“ sehr wohl aufgehoben, dessen Besitzer, eine bedeutende Magistratsperson, von der französischen Krone seit mehr als zwanzig Jahren 300 Taler Pension bezog, wiewohl er seinerzeit „vier Fähnlein Fußknechte gegen unsern König nach Frankreich geführt hatte“.

Nicht ohne Verwunderung notiert der aus einem vom wildesten politischen und religiösen Fanatismus erfüllten Lande kommende Philosoph Züge weitgehender Toleranz; es sollte sich ihm noch oft Gelegenheit zu ähnlichen Bemerkungen bieten, namentlich auch in der Schweiz.

„Nach dem Mittagessen kamen wir durch ein ganz ebenes, fruchtbares, mit vielen hübschen Dörfern und Gasthöfen besetztes Gelände, zum Nachtlager nach Basel. Sehr schöne Stadt, ungefähr von der Größe von Blois, in zwei Teilen, denn der Rhein durchfließt die Mitte der Stadt unter einer großen und breiten Holzbrücke.“ So groß wie Blois! Montaigne liebt diese uns heute so wertvollen Vergleichen fremder Städte mit den ihm und seinen Lesern bekannten französischen Örtlichkeiten; Konstanz z. B. ist ungefähr so groß wie Châlons, München eine Stadt „ungefähr wie Bordeaux“ uff. In Basel „erwies der Magistrat den Herren von Estissac und Montaigne die Ehre — was sich später in Schaffhausen wiederholte — ihnen durch einen seiner Stadtbedienten von seinem Weine zu schicken, den ihnen derselbe mit einer langen Bewillkommungsrede überreichte, währenddem sie zu Tische saßen. Der Herr von Montaigne antwortete gar weitläufig darauf; man war von beyden Seiten mit unbedecktem Haupt, und es geschah in Gegenwart mehrerer Deutschen und Franzosen, die sich nebst ihnen in der Stube befanden. Der Wirt vertrat den Dolmetscher.“

Am dritten Tage verließen die französischen Edelleute die alte RheinStadt, nachdem Michel de Montaigne seine nicht geringe Neugier, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckte, nach Kräften befriedigt hatte, während die jungen Herren seiner Begleitung sich vielleicht auf ihre Art ergözten, beschwerten sich doch verschiedene Basler bei Montaigne „de la dissolution des fames et yvrogneries des habitans“. Oder war es nur Brüderie und Puritanismus, der allzu ängstliche Gemüter zu jenen Klagen verleitet hatte?

Basel besaß damals schon eine berühmte Universität mit illustren Lehrkräften. Einige davon wollte Montaigne kennen lernen, liebte er es doch, wie er im ersten Buch der Essais sagt, die Fremde zu erforschen, „pour froter et limer nostre cervelle contre celle d'autrui“. Dies geschah am besten durch die Bekanntschaft und Unterhaltung mit hervorragenden Männern, was dann den späteren Auflagen und Be-

arbeitungen seines Hauptwerkes sehr zu statten kam. So besuchte Montaigne mit besonderem Interesse das Haus des Arztes Felix Platter, „das aufs reinlichste übermahlt und nach französischer Art verziert ist; benannter Arzt hat sich dasselbe sehr groß, weitläufig und kostbar erbaut“. Besonders fallen dem Franzosen die Kräutersammlung, das famose Herbarium des Basler Gelehrten — „er hat die Kunst erfunden, sie ganz natürlich und so nett auf das Papier zu leimen, daß die kleinsten Blätter und Fasern gerade so erscheinen, wie sie sind, und er sein Buch aufschlagen kann, ohne daß etwas herausfällt“ — sowie die Skelette und anatomischen Präparate in die Augen, die er in Platters Hause aufgestellt sieht. Auch die Gelehrten Grinäus und Franz Hotmann sucht er auf; mit seinem Landsmann Hotmann, dem Verfasser der sieben Jahre vorher erschienenen gewaltigen Kampfschrift *Franco-Gallia*, der dank seiner Theorie der Volkssouveränität so viel gemeinsam hatte mit Montaignes Jugendfreund de la Boétie, dem Verfasser des *Contre un*, hätte unser Philosoph, der diesen radikalen Ansichten nur wenig beipflichtete, einen interessanten politischen Diskurs führen können. Montaigne, der jedenfalls seine Zeit gehörig ausnützte, wohnte auch der Hernienoperation eines Kindes bei, „das vom Chirurgen sehr unsanft behandelt wurde“. Natürlich interessierte den großen Bücherliebhaber vor allem „die sehr schöne öffentliche Bibliothek am Flusse und in sehr feiner Lage. Wir waren den ganzen folgenden Tag dort“.

Montaigne schloß aus den Gesprächen der gelehrten Herren, sowie anderer Personen, „daß sie über ihre Religion nicht sehr eynig sein müßten; denn die einen nannten sich Zwinglianer, die andern Calvinisten, die dritten Martinisten; sogar vernahm er, daß mehrere noch im Herzen die römische Religion hegten“. Er versäumte natürlich auch in Basel nicht, die Kirchen aufzusuchen und hinterläßt uns so Notizen über die Art, das Abendmahl zu nehmen, über das Aussehen der Gotteshäuser, von denen er die Karthäuserkirche als „ein sehr schönes, sorgfältig erhaltenes und unterhaltenes Gebäude speziell erwähnt“, über den Bischof und sein merkwürdiges Verhältnis zur Stadt usw. Einige Tage später macht er dann ja auch in Baden die erwünschte Bekanntschaft eines zwinglianischen Predigers aus Zürich, der über das Verhältnis seiner Lehre zur augsburgischen Konfession Aufschluß gab und erklärte, Zwinglis Lehre, die extremste von allen, sei die beste, da sie der ersten Christenheit am nächsten stehe.

Der „Almanach“ spricht von „allerley zerstückelten, bunt und kraus durch einander geworfenen Notizen über Basel“. Bunt und kraus ist nur manchmal die Reihenfolge bei ihm. Es lohnte sich vor allem der

* Sollte da wohl nicht eine Verwechslung mit der Barfüßerkirche vorliegen?

Mühe auf die kulturhistorisch höchst wertvollen Angaben des berühmten Schriftstellers über die damalige Schweiz näher einzutreten; raumeshalber müssen wir uns mit Einzellnem begnügen. Diesem Franzosen fällt in der ganzen Gegend die „unendliche Menge von Brunnen“ auf, die ja weit später J. J. Rousseau noch eine Zierde unseres Landes nennen sollte. „Man behauptet, es lassen sich deren mehr als 300 in Basel zählen.“ Das Journal erwähnt die Vorliebe der Leute von Lothringen her bis in die Schweiz an ihren Häusern Galerien anzubringen; was Montaigne namentlich auffällt, sind die vielen Glasfenster, die schon die kleinsten Gebäude in den Dörfern aufweisen, während die großen Logierhäuser dadurch an Schmutz und Bequemlichkeit erst recht gewinnen. Auch in der Bearbeitung des Eisens nennt er die Bewohner dieser Gegenden den Franzosen entschieden überlegen. Die kleinste Kirche besitzt ihre Uhr mit prächtigem Zifferblatt. Ausgezeichnete Ziegeleien liefern das Material für Dächer und Fußböden oft in den buntesten Farben; nichts Delikateres als ihre Öfen aus Töpferarbeit! Auch in den Holzarbeiten trifft man auf Schritt und Tritt vorzügliche Leistungen.

Nicht am wenigsten aber imponiert den französischen Reisenden das schweizerische Gasthofgewerbe. In Basel und dann wieder in Baden findet Montaigne Anlaß zu großem Lob; auch in Deutschland konstatiert er bei der Fortsetzung seiner Reise, daß es sich dort leben lasse, oft noch bequemer und besser als in seiner Heimat, wenn schon er diesem Lob verschiedene Vorbehalte beifügt. Einige Jahrzehnte früher hatte Erasmus von Rotterdam über die deutschen Logierhäuser bedeutend ungünstiger geurteilt und den Franzosen entschieden den Vorzug gegeben; nur über die Reinlichkeit in den Schlafgemächern haben sie ungefähr dasselbe Urteil*. Es mögen des heute noch recht zeitgemäßen Gegenstandes wegen hier einige der Ausführungen Montaignes nach dem „Almanach“ wiedergegeben werden, der diese Abschnitte recht hübsch verdeutscht hat. „Besonders kostbar machen sie, zumal in den Gasthöfen, ihre Stuben, oder allgemeinen Zimmer, wo gespeist wird. Jede solcher Stuben hat, neben übriger sehr guter Meublierung, fünf bis sechs Tische mit Bänken versehen, wo dann alle Gäste beisammen speisen, jede Truppe an eigenem Tische. Die geringsten Wirtshäuser haben zwey oder drey solcher schöner Säle.“ Aber so sehr Montaigne die Eßzimmer gefallen, mit den Schlafräumen und Betten und der Reinlichkeit, die da herrscht, will er sich nicht zufrieden geben. Die Schlafgemächer sind „sehr armselig“, ohne Kamin, die Betten ohne Vorhänge; verschiedene Personen haben sich gewöhnlich in ein Zimmer zu teilen. Der Dienst wird schlecht besorgt;

* S. in Erasmus von Rotterdam, Gespräche, übersetzt von Hans Trog (Jena, Diederichs) den Dialog „Von Gasthäusern“.

wer Ansprüche an reichliches und sauberes weißes Bettzeug macht, ist schwer enttäuscht,* eine Notiz, der dann allerdings eine Stelle über Baden widerspricht, da Montaigne dort die Wäscherinnen rühmt, die am Flusse ihre Arbeit besorgen; „und wirklich waschen sie weit reiner, so wie sie auch alles Speisgeräthe weit reinlicher halten als in unseren französischen Gasthöfen geschieht.“ Aber vielleicht war diese Sorgfalt daselbst ausnahmsweise durch Badens Eigenschaft als eines vornehmen Badeortes und fashionablen Fremdenzentrums bedingt.

Desto mehr Lob hat Montaigne übrig für die Beföstigung in den schweizerischen Gasthöfen. „Ils sont toutefois excellans cuisiniers, notammant de poisson.“ Es wäre auch sonderbar, wenn dieser Sohn der Guyenne nichts über die Weine zu berichten wüßte, die man ihm vorsetzt. „Den Wein vermischen sie nie mit Wasser, und haben darinn auch recht; denn ihre Weine sind so schwach (si petits), daß unsere Edelleute sie noch schwächer fanden als die stark gewässerten Gascognerweine; dabey aber sind sie nichtsdestoweniger sehr schmackhaft.“ Lautren verweist hier treffend auf eine Stelle der *Essais* (1588, III, 13), wonach einem jeden nach Landesbrauch zu leben geziemt: „et haïrois autant un Aleman qui mist de l'eau au vin, qu'un François qui le boiroit pur.“

Es würde zu weit führen, die ganze hochinteressante Schilderung einer solchen Mahlzeit hier vollständig wiederzugeben. Unsere Vorfahren erscheinen uns in Montaignes Darstellung als rechte Epikuräer, die ihr Dasein herzlich zu genießen wußten. Die Art der Bedienung, die Zubereitung und das Aufstischen der Speisen und Getränke, wird bis ins Detail köstlich geschildert, und wo Schweizerart mit französischer Sitte nicht übereinstimmt, ein Hinweis darauf nie versäumt. Da vernehmen wir unter anderem, daß Krebse damals eine Lieblingsspeise der Basler waren, daß man verschiedene Fleischsorten zugleich auftrug und sich nicht scheute, nach vollbrachter Mahlzeit die Hände auch gelegentlich in einem kleinen hölzernen Gefäß zu waschen, das auch noch andern Zwecken zu dienen hatte. Um das Fleisch ja recht hübsch zum Schmoren zu bringen, hatten geschickte Eisenarbeiter Bratspieße erfunden, die „durch Federn oder Gewicht gleich Uhren umgedreht wurden, oder auch durch breite und leichte Flügel von Tannenholz, welche in dem Rauchfang angebracht sind und von dem Zug des Rauchs und Feuers schnell getrieben werden, so daß das Gebratene sich sachte und langsam umwendet; indessen trocknen sie ihr Fleisch etwas zu stark aus.“ Besonders in Baden finde man solche Vorrichtungen in allen besseren Gasthäusern.

* Vgl. Erasmus (s. oben) „Die unnatürliche Ehe“. Petronius: Ferner dürfte in Gasthäusern kein Gast auf Leintüchern schlafen, die ein anderer schon benutzt hat. Gabriel: Was sollen dann aber die Deutschen machen, die kaum zweimal im Jahre waschen?

Dem illustren Reisenden, der in seinen *Essais* erklärt, daß er sich oft in die Zunge, gelegentlich in die Finger beiße, da er zu schnell esse, und an einer andern Stelle doch auch wieder gesteht, alle Hast beim Schmausen mißfalle ihm so gut wie jede andere Übereilung, mußte in der Schweiz vor allem die Länge der Mahlzeiten auffallen, von denen die geringsten drei und vier Stunden währen, wobei man allerdings „weit weniger schnell, also auch gesünder“ ißt, als in Frankreich. Das wäre unserem Philosophen auf die Dauer allerdings schlecht bekommen, der einmal in seinen Schriften bekennt, ihm schadeten die langen Mahlzeiten, „denn sei es, daß ich mir das als Kind angewöhnt habe, sei es aus Mangel an Lebensart, ich esse, solange ich dabei bin“. Sonst aber durfte sich damals offenbar die Schweizer Küche neben der französischen sehen lassen; das Menü erscheint ihm reichhaltig, die Tafel stets kostbar gedeckt. Selbst die Gäule haben es gut in diesem Lande; sie bekommen gewöhnlich mehr Hafer als sie fressen mögen.

Aber so lieb ihm die Schweizer waren, so sehr er sich in der Fremde bestrebte, nach Landesart zu leben, in einem Punkte wurde ihm das, um gleich hier vorweg zu nehmen, was er aus Baden berichtet, schwer, ja unmöglich gemacht. Montaigne hat sich z. B. nie ans Bier gewöhnen können; besonders klagt er, daß man in der Schweiz beim Essen nur „d'un petit drapeau d'un demy pied comme serviette“ sich bedienen könne, den die Schweizer, wiewohl sie viele Brühen und die verschiedensten Suppen genießen, bei ihren Mahlzeiten nicht einmal entfalten. Er erhob Anspruch auf eine wirkliche Serviette von anständigem Format; denn er speiste noch altväterisch mit den Fingern und erwähnt mit Nachdruck, daß in der Schweiz alle Gäste hölzerne Löffel mit silbernem Griff und Messer gebrauchen, ohne je mit der Hand in die Schüssel zu fahren.*

Wir erfahren, daß in Basel der Preis der Lebensmittel „gleich demjenigen in Frankreich um Paris“ sei. In Baden war das Leben schon teurer; dort findet dieser reiche Edelmann die Hotelrechnung etwas gesalzen, oder, wie er sich ausdrückt, „wie bei allen Nationen und speziell der unsern, etwas tyrannisch gegen die Fremden“. Er führt an, was er zu bezahlen hatte; „ils y adjoustarent plusieurs friponneries, contre leur costume“.

* Noch in den *Essais*, in der Ausgabe von 1588 (III. 13) kommt er darauf zurück und sagt treuherzig: „Ich könnte wohl ohne Tischtuch essen, nie aber nach Art der Deutschen ohne weiße Serviette, was sehr unbequem ist. Ich beschmiere sie mehr als sie und die Italiener; denn ich benutze Löffel und Gabel nur selten. Ich beklage es, daß man nicht einer Sitte gefolgt ist, wie ich sie bei Königen einführen sah, daß man uns nämlich die Serviette jeweilen nach den einzelnen Gängen wechselte wie die Teller.“ Er mochte es allerdings nötig haben!

Von Basel zog die Gesellschaft ungefähr zwei Meilen dem Rhein entlang, schwenkte hierauf nach rechts ab und gelangte durch ein fruchtbares und ziemlich ebenes Gelände nach Hornes, „un petit lieu de la duché d’Austrie“. Lautrey glaubt an eine schlechte Lesart und meint, dieses Dorf müsse in der Nähe von Wittnau gesucht werden; sollte es vielleicht Hornusen im Aargau sein, da die Reise nach Brugg und Baden durch das Fricktal führte? Dort besuchten die Franzosen am folgenden Morgen die Kirche, was Montaigne wieder zu einigen Bemerkungen über die Art, in diesem Bauerndorf Gottesdienst zu begehren, Anlaß gibt.

Dann ging’s über die Aare (riviere d’Arat) nach Brugg (Broug), „belle petite ville de MM. de Berne“, worauf auch die Abtei Königsfelden einen kurzen Besuch erhielt, wohl der Gräber wegen, da Montaigne auf die Schlacht von Sempach anspielt. Der bernische Amtmann, mit dem er sich unterhielt, zeigte den Fremden zuvorkommend alles Sehenswerte. Auf einer Fähre setzte man über die Reuß (Reix) und gelangte so nach Baden, dem vorläufigen Reiseziel.

Der Abschnitt, der sich auf die berühmte Bäderstadt bezieht, ist vielleicht die interessanteste die Schweiz betreffende Stelle des Tagebuchs. Der „Helvetische Almanach von 1806“ enthält noch eine andere nicht weniger lesenswerte Schilderung der Bäder zu Baden in der Schweiz aus dem Jahre 1417, die einem Briefe des Italieners „S. Fr. Poggio an seinen Landsmann Nicolo Nicoli“ entnommen war. Pikanter ist jedenfalls der Bericht des Italieners, der nicht umsonst von einer „großen Gesellschaft von Epikuräern“ spricht und fast wähnte, „da sey der Ort, wo der erste Mensch geschaffen worden, den die Hebräer Gan Edrü, d. i. den Garten der Wollust nennen; denn, falls anders diese uns Glückseligkeit verschaffen kann, so seh’ ich nicht, was dem Orte hier fehlet, um solche vollkommen zu gewähren“.

Wenn es zur Zeit von Montaignes Besuch in Baden auch weniger ungebunden und frei zuring als 1417, man wußte dort auch damals noch seines Lebens froh zu werden, und Montaigne, der seines Leidens wegen doch schon manche Bäder besucht hatte, hält mit seiner Bewunderung für die Großartigkeit der Einrichtungen und des Betriebs nicht zurück. Baden ist damals „eine kleine Stadt, mit einem Flecken daneben, wo sich die Bäder befinden. Die Stadt ist katholisch und steht unter dem Schutze der acht Schweizer-Kantone. Es wurden hier auch mehrmals große fürstliche Zusammenkünfte gehalten. Wir nahmen aber nicht in der Stadt, sondern in dem Flecken unsre Herberg, der unten in der Tiefe ganz an einem Flusse oder vielmehr Waldstrom liegt, welcher Limmag (Limaq) heißt und aus dem Zürichsee fließt“. Wie beim Bericht über den Aufenthalt in Plombières, wie dann wieder in der Schilderung der beiden Kuren, die Montaigne in der Umgebung Luccas, in den Bagni

della Villa durchmachte, haben wir auch in den Kapiteln über Baden vor allem ein bulletin de santé vor uns, da er wirklich nicht des bloßen Vergnügens willen, wie so viele andere, berühmte Heilquellen aufsuchte, sondern die Pflichten gegen sich und seine Gesundheit sehr ernst nahm.

Baden imponiert den Fremden durch das Großzügige, das sie überall konstatieren. Außer den zwei bis drei öffentlichen Bädern, deren sich nur die armen Leute bedienen und die schon Poggio, und mit welchem köstlichem Humor! schildert, finden sich solche in großer Anzahl innerhalb der Häuser, „wo sie in mehrere kleine, offene sowohl als beschlossene Gemächer abgeteilt und geleitet werden, die man zugleich mit den Wohnzimmern zur Miete nimmt. Diese Badegemächer sind sehr niedlich und bequem eingerichtet, wobei zu jedem Bad eine Ader heißen Wassers fließt. Die Häuser sind gar prächtig. Da wo wir wohnten, fanden sich eines Tages an die 300 Menschen zum Essen ein. Die Badegesellschaft war bey unserer Anwesenheit noch so stark, daß die Gäste wohl 170 Betten brauchten. Es sind siebenzehn Stuben und elf Küchen da, und in einem andern benachbarten Wirtshause 50 meublierte Zimmer. Die Mauern der Häuser sind ganz mit den Wappenschildern der Edelleute bekleidet, welche hier wohnten.“

Indessen auch das Städtchen Baden, „klein aber sehr hübsch, wie es beinahe alle in dieser Gegend sind“, hat es ihm angetan. Wer in Montaignes sonniger Heimat eine Anzahl alter, winkliger, verwitterter Flecken und Landstädtchen abgesucht hat, kann ihm nur beipflichten, wenn er den freundlichen Schweizerorten, die er auf seiner Reise berührt, den Vorzug gibt. „Denn außerdem, daß ihre Straßen breiter und offener als unsre, die Plätze geräumiger, und die Häuser allerwärts reichlich mit Glasfenstern versehen sind, haben sie die Gewohnheit, alle Wohnungen mit Bildern zu bemahlen, was einen ganz lustigen Anblick gibt —* abgesehen davon, daß sich keine Stadt findet, wo nicht einige Brunnen plätschern, die sich reichverziert an den Straßenkreuzungen erheben, sei es in Holz oder Stein. Das läßt ihre Städte viel schöner erscheinen als die französischen.“

Namentlich die Qualität der Bäder und Badeinrichtungen weiß Montaigne nicht genug zu preisen; er vergleicht sie mit den ihm bekannten Pyrenäenquellen *Eaux-Chaudes* (*aigues Caudes*) und *Barbotan*. Wer Damen bei sich hat, die sich „avec respect et delicatessen“ baden wollen, hat nur nach Baden zu gehen, wo entzückend eingerichtete Einzelkabinette zu ihrer Verfügung stehen. Da war es zu Poggios Zeiten anders; schon im großen Volksbad konnte die beide Geschlechter absondernde Scheidewand nur „Friedfertige“ zurückhalten. Dort mochte es auch noch 1580

* Nicht im Almanach.

nicht viel anders zugehen; Montaigne hält es nicht der Mühe wert, darauf einzutreten. Aber die Dezenz, die er Baden nachrühmt, war auch innerhalb der Gasthöfe im Jahre 1417 noch nicht vorhanden, im Gegenteil. Selbst der gewiß in erotischen Dingen ziemlich vorurteilslose Italiener zeigt sich ein klein wenig erstaunt über die Freiheit und Ungezwungenheit der Sitten in Baden.*

Montaigne spricht nach alter Gewohnheit dem Mineralwasser herzlich zu, das „im Trinken etwas fade und weich ist, als ob es schon gelegen wäre (comme une eau battue, nach Littré besser, als ob es mehrmals umgegossen worden wäre), hat einen schweflichten Geschmack und eine gewisse salzichte Schärfe. Die Landeseinwohner brauchen es viel mehr als Bad, und lassen sich da so schnell schröpfen und Ader schlagen, daß ich die beyden öffentlichen Bäder bisweilen so gerötet sah, als ob sie ganz von Blut wären.**“ Die Gäste gehören fast durchweg der Nation der Deutschen an; man hält sich in der Regel fünf bis sechs Wochen in Baden auf, dessen Gasthöfe den Sommer über immer recht gut besucht sind. Der Humanist Montaigne, dessen Muttersprache das Latein vor dem Französischen war, unterläßt natürlich auch nicht, auf die Stelle hinzuweisen, da Tacitus von Baden spricht (Hist. I. 67).

Und nun folgt eine überaus lebendige Schilderung eines vornehmen Schweizers, „eines treuen Dieners unserer Krone“, der mit seiner Familie, einem Sohn und einer sehr stattlichen Tochter, eben Baden verließ, um seine „zwei Tagerensen“ entfernte Heimat aufzusuchen. Dieser Kavalier hatte am vorhergehenden Tage Montaigne über die schweizerischen Angelegenheiten unterrichtet. Als der Herzog

* Er sagt u. a.: „Nun die besonderen Bäder in den Gasthöfen betreffend, so sind diese sehr schön ausgeputzt und — beyden Geschlechtern gemein. Zwar werden dieselben durch ein Gefäß gesondert, worin aber verschiedene Ablafsensterchen angebracht sind, durch welche man zusammen trinken und sprechen, und sich also gegenseitig nicht bloß sehen, sondern auch berühren kann, wie denn dies alles häufig geschieht. Neben dem sind in der Höhe Gänge angebracht, wo sich Mannspersonen zum Sehen und Plaudern einfinden; und wohlverstanden, stehet da Jedem frey, in des andern Bad einen Besuch zu machen, zu scherzen, sein Gemüth zu erheitern, und beim Hereintritt ins Bad, sowie beim Aussteigen, hübsche Frauen am größten Teil des Leibes naßend zu schauen“. Dazu die köstliche Schilderung gemeinsamer Schmäuse an schwimmenden Tischen! . . . „Wunderbar ist es zu sehen, in was für einer Unschuld sie leben, und mit welch unbefangenen Zutrauen die Männer zuschauten, wie Fremde gegen ihre Frauen sich Freyheiten herausnahmen; nichts beunruhigte sie; alles deuteten sie zum Besten aus; oder vielmehr sie gaben nur nicht Acht darauf. Denn nichts ist so schwer, das, nach den Sitten dieser guten Menschen, nicht federleicht wird“. (Uebersetzung des Helv. Mm.).

** Vergl. Essais (1582. II. 37): „Das Trinken ist keineswegs Mode in Deutschland. Für alle Krankheiten baden sie sich, und tummeln sich im Wasser herum, quasi d'un soleil à l'autre“.

von Savoyen mit einigen Kantonen Bündnisse abzuschließen versuchte, hatte er, da Frankreich protestierte, durch seine Bemühungen mehrere Stände zum Rücktritt von der Verbindung mit Savoyen bewogen. Montaigne konstatierte bei diesem Anlaß, wie angesehen der Name seiner französischen Majestät in der Schweiz herum sei, und wie man ihm alle denkbaren Höflichkeiten erweise. „Les Espagnols y sont mal“. Auch der deutsche Kaiser genieße nur geringes Ansehen in diesen Gegenden; das Haus Oesterreich sei nicht umsonst durch schlechte Wirtschaft dieser Länder verlustig gegangen. Zudem seien die Fürsten dieses Hauses, den katholischen König ausgenommen, bitter arm.

Als am Mittwoch Fische aufgetischt wurden, knüpft unser Philosoph daran die wahre, auch heute noch zutreffende Bemerkung: „Das bestätigte ihm denn auch, was er sonst gehört hatte, daß nämlich die Anhänger der katholischen Religion hier weit eifriger und andächtiger darauf halten, aus Abneigung gegen die entgegengesetzte Konfession“.* Wenn Städte ihre Sonderart behaupten wie in der Schweiz, meint dazu Montaigne, wenn sie ihre eigene Polizei besitzen und nicht voneinander abhängen in Rechtsordnung und Regierung, so verstärken sie zusehends die ihnen eigentümlichen Eigenschaften, und wo in ihrer Nähe Gegensätze sich geltend machen, schließen sie sich energisch dagegen ab. Anders in deutschen Reichsstädten, z. B. Augsburg, wo Vermischung und Angleichung unter denselben Gesetzen und Polizeiordnungen stattfindet; da verwischen sich zuletzt alle Verschiedenheiten bis auf die Individuen hinunter; aber das vermindert auch die affections, d. h. die starken Überzeugungen im Menschen.

Am 7. Oktober Morgens früh reisten die Franzosen von Baden ab. Montaigne erklärt sich nochmals mit seinem Aufenthalt höchlich zufrieden; er würde den Ort so gut wie irgend ein ihm sonst bekanntes Bad jedermann empfehlen.** In Kaiserstuhl setzten sie über den Rhein; dann folgten sie dem Flusse durch ein sehr schönes ebenes Gelände „bis an den Fall dieses Strohmies, wo sich derselbe über die Felsen stürzt; sie nennen es hier die Katarakten des Rheins, so wie jene des Nils“.**

* Besser: gerade des Umstandes wegen, daß sie sich einer feindlichen Lehre gegenüber fanden.

** Er erwähnt Baden noch einmal in dem berühmten Kapitel 37 des II. Buches seiner Essais, das über die Ärzte und die Gesundheit handelt, unter dem merkwürdigen Titel: „De la ressemblance des enfants au pere“.

*** Poggio machte die umgekehrte Reise und versäumte auch nicht, auf den Nil hinzuweisen. „An unserer Straße sahen wir den Rhein von einem hohen Berg über dazwischen stehende Klippen mit einer Wuth und einem Getöse sich herabstürzen, daß man glauben sollte, er bejammere selbst seinen Fall. Hier fiel mir ein, was man von den Katarakten des Nils erzählt, daß nämlich die daran wohnenden Menschen von dem Geräusch und Gerassel taub werden, da man schon das von diesem Flusse, der doch gegen jenen nicht viel mehr als ein Waldbach ist, fast eine halbe Stunde weit höret“. (Helv. Alm.).

Zürich mußten sie zu Montaignes Bedauern zur Rechten liegen lassen, da die Pest daselbst herrschte. So begab man sich nach Schaffhausen, wo man wenig Bemerkenswertes vorfand (rien de rare). „Eine Citadelle, die da gebauet wird, muß einst ganz hübsch werden.“ Aufgefallen sind den Reisenden die wohl eingerichteten Plätze für Bogen- und Büchsen- schützen, sowie die vom Wasser getriebenen Holzsägen, Tuchwalken und Griesstampfen, sowie einige andere Besonderheiten des Ortes.

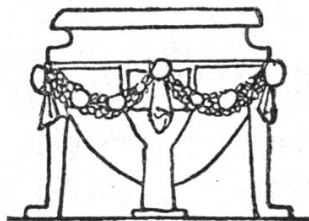
Wieder ehrenvoller offizieller Empfang wie in Basel! Es ging dabei neuerdings nicht ohne feierliche Reden ab, da „dieser Kanton als uns sehr ergeben gilt und erst kürzlich den Beweis geliefert hat durch Ablehnung jenes bereits erwähnten Bündnisses mit dem Herzog von Savoyen“. Allerdings zeigte sich das Volk antifranzösisch; aber die Reichen und Mächtigen waren für Frankreich. Der Bürgermeister hatte einst zudem im Dienst des Herzogs von Orleans, des dritten Sohnes König Franz I. gestanden, die französische Sprache aber unterdessen wieder völlig vergessen.

Am 8. Oktober, einem Samstag, verließ die Gesellschaft Schaffhausen, wo sie in der „Krone“ sehr gut logiert hatte, und zog auf dem rechten Rheinufer nach Stein, einem protestantischen Ort trotz der vielen steinernen Kreuze an den Straßen, wo der Fluß auf einer Holzbrücke überschritten wurde. So gelangte man bald in eine andere kleine, aber den katholischen Orten verbündete Stadt (wahrscheinlich Steckborn, sagt Lautren). „Der Rhein dehnt sich hier zu einer erstaunlichen Breite aus, gleich unserer Garonne bei Blaye, verengert sich aber dann wieder bis auf das vier Stunden von Stein entlegene Constanz.“ Der Vergleich des Untersees mit der Gironde ist ganz wohl angebracht; denn wenn man von Bordeaux auf einem Dampfer nach Pauliac oder Royan hinunterfährt, hat man oft fast das Gefühl auf einem unserer mittleren Schweizerseen zu sein.

Damit waren die Reisenden auf deutsches Reichsgebiet übergetreten. Vor der Stadt traf man bereits verschiedene ritterliche Herrensitze; „man findet kaum solche in der Schweiz“. Dafür macht Montaigne mitten in der Beschreibung der Stadt Konstanz unserem Lande nochmals ein Kompliment. Die Häuser seien auf dem von ihnen zurückgelegten Wege sowohl in den Städten als auf dem Lande ohne Vergleich schöner als in Frankreich. Selbst wo für französische Ansprüche etwas mangelt, ist das nicht durch Armut zu erklären; denn man sieht aus der ganzen Lebensart der Bewohner, namentlich ihrem Reichtum edler Gefäße, daß es ein wohlhabendes und gesegnetes Land ist.

Haben wir uns über die Schilderung zu beklagen, die unser Land im Reisejournal des großen französischen Schriftstellers findet? Wir

denken keineswegs; der berühmte Besucher hält häufig mit seiner Bewunderung nicht zurück und findet sogar manches bei uns besser als in seiner Heimat. Er hat ja auch sonst einmal über viele seiner Landsleute gespottet, die niemals glücklicher sind, als einen der Ihrigen in Ungarn, als Gascogner in Sizilien anzutreffen und die dann alle Ausländer nur zu gerne als „Barbaren“ hinstellen. Montaigne gehört nicht zu dieser Sorte; auch die Fortsetzung des Reisebuches beweist das durch die interessanten Notizen über die von ihm besuchten deutschen Gebiete (Konstanz–Lindau–Kempten–Augsburg–München–Innsbruck), namentlich aber der größere zweite Teil über den Aufenthalt in Italien, wo sich Montaigne ganz besonders wohl fühlte und wahrscheinlich noch länger geblieben wäre, hätte ihn nicht plötzlich das Zutrauen seiner Mitbürger an die Spitze der geliebten Stadt Bordeaux gerufen.



Leben.

(Ein Zyklus in fünf Gelängen)

von

Karl Heinrich Maurer.

I.

Wenn sich die Fischer zu der Fahrt gerüstet,
Das Meer erschauernd an den Lippen hing,
Den purpurnen des Ichönen Sonnentags,
Und ich als Bub' am Strande müßig ging;

Da hör' ich in den lauten, hellen Rufen
Der Fischer, wenn sie in das Boot geladen
Die Netze, die Melonen und den Wein,
Und fließen von den lieblichen Gestaden:

Da hörte ich mit traumbefang'nen Sinnen
Ein Klingen wie von feinen, goldnen Schalen. —
Ich sah bekränzte, leuchtende Gestalten,
Und ihre Schatten sich am Himmel malen.